

Wie steht es um das Bild der großen Wohnsiedlungen in der Öffentlichkeit?

Prof. Dr.-Ing. MSc Maren Harnack
Fachhochschule Frankfurt am Main



www.fh-frankfurt.de

Die großen Wohnsiedlungen des 20. Jahrhunderts geben in der Öffentlichkeit kein gutes Bild ab. So weit, so einfach. Sie werden mit allen erdenklichen negativen Attributen belegt, von Planern, Architekten und Laien gleichermaßen: unmenschlich, unsozial, unästhetisch und was es darüber hinaus an Un-Wörtern gibt. Nun ist es aber so, dass gerade in den großen Agglomerationen ein guter Teil der erschwinglichen und dennoch halbwegs gut erschlossenen Wohnungen in ebensolchen Großsiedlungen liegen und sie damit die dort meist angespannten Wohnungsmärkte entlasten. Also müsste es die Gesellschaft doch eigentlich begrüßen, dass es diese Siedlungen gibt.

Es gäbe noch weitere Gründe, über den Bau der Großsiedlungen froh zu sein: Zum Beispiel trugen sie erheblich dazu bei, die in den 1960er Jahren noch immer grassierende Wohnungsnot zu beseitigen. Und sie entlasteten die Innenstädte und Gründerzeitquartiere, die erst daraufhin saniert werden konnten und heute beliebte Wohngebiete sind.

Zumindest die Bewohner von Großsiedlungen sind häufig gar nicht so unglücklich mit ihrem Quartier, wie Außenstehende es gerne vermuten, denn die Wohnungen sind meistens gut geschnitten und der Alltag lässt sich leicht organisieren. Mehr Pflege seitens der Eigentümer wird allerdings regelmäßig angemahnt und der schlechte Ruf der Siedlungen in der öffentlichen Meinung beklagt.

Warum haben die Großsiedlungen also einen schlechten Ruf? Hierzu möchte ich vier Gedanken skizzieren.

1 FORM UND INHALT

Großsiedlungen werden noch immer als Gegenmodell zur sogenannten europäischen Stadt verstanden und stehen nach Meinung einiger ihrer Kritiker für einen Staat, der seine Bürger bevormundet und ihnen vorschreibt, wie sie zu leben haben: in trostlosen Betonklötzen kaserniert, in Wohnungen, die schon bei der Aufstellung der Möbel keinen Spielraum lassen, geschweige denn bei der Gestaltung des eigenen Lebens. Die Großsiedlungen dienen, diesem Verständnis folgend, der bloßen Reproduktion der Gesellschaft, dem Aufziehen der Kinder, folgten einem festgefügtten und veralteten Familienbild und lassen Urbanität vermissen. Dabei wird die europäische Stadt freilich nicht in der unvoreilhaftesten Weise verstanden, wie Werner Hegemann schon 1930 die Mietskasernenstadt beschrieben hat, in der geldgierige Spekulanten aus verrotteten Häusern das Maximum herauszuschlagen versuchten, auch auf Kosten der Gesundheit ihrer Mieter. Das Leitbild der europäischen Stadt wirkt hier normativ. Es sieht in der Form der historischen, durchmischten Stadt, wie es die Stadt der Gründerzeit war, und in der Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum zumindest einen Katalysator für soziale Integration.



Aber gerade vor diesem Hintergrund könnten die Großsiedlungen auch als emanzipatorische Hilfeleistung gelesen werden. Und so galt die Neubauwohnung nach dem Krieg zunächst auch als modern, progressiv, komfortabel – und die Gründerzeit rückständig und von einer ausbeuterischen Beziehung zum Grundbesitzer geprägt. Viele, die in die Großsiedlungen zogen, verfügten zum ersten Mal über fließend Warmwasser, Zentralheizung, Isolierverglasung, Balkon – und empfanden das durchaus als Gewinn.

Die nicht zu unterschätzende staatliche Anstrengung, die den Bau der Großsiedlungen möglich gemacht hat, hat überhaupt erst die Grundlage geschaffen, auf der man sie kritisieren kann. Die Entspannung auf dem Wohnungsmarkt, die durch den massiven Wohnungsneubau eintrat, machte den Blick frei für die erhaltenswerten Altbauquartiere, die viele Fördermillionen später so etwas wie die einzige anerkannte Alternative zum Einfamilienhaus geworden sind. Zweifelsohne haben Städtebauförderung und Denkmalschutz viel Gutes bewirkt. Viele der Gründerzeitquartiere sind heute sauberer und schöner, als sie es in der Vergangenheit je waren – selbst dort, wo Autos das Straßenbild dominieren. Dass nicht jeder Hinterhof eine Oase ist, fällt nicht auf, weil die meisten Hinterhöfe für die Allgemeinheit in der Regel nicht zugänglich sind.

In den Großsiedlungen ist das anders, weil alle Freiflächen für alle immer sichtbar sind und es besonders auffällt, wenn irgendwo etwas nicht in Ordnung ist. Wenn Freiflächen als gemeinschaftliche Grünanlagen konzipiert werden, brauchen sie eine ähnliche Pflege wie ein Park und sind mit privaten Gärten nicht zu vergleichen. In Großsiedlungen bekommen sie diese Pflege oft nicht, weil der Eigentümer sie sich nicht leisten kann, sie sich nicht leisten will, oder auch weil er die von ihm beauftragten Firmen schlecht kontrolliert. Wenn Hecken über Jahre nicht geschnitten, Gras nicht gemäht und kaputte Bodenbeläge nicht erneuert werden, entsteht ziemlich schnell der Eindruck von Verwahrlosung, der heute allzu gerne der Großsiedlung als solcher angehängt wird, nicht dem schlechten Management.



Maren Harnack

Freiräume im Mainfeld: Ungeschnittene Hecken und ungepflegter Rasen machen einen schlechten Eindruck, trotz hochwertiger Spielplätze.



Freiräume am Grindelberg, Hamburg: Im Gegensatz zu den Freiräumen im Mainfeld hat der Raum zwischen den Hochhäusern hier einen parkähnlichen Charakter und ist gut gepflegt..

In Frankfurt gibt es eine Hochhausiedlung, in der zwei Drittel der Gebäude Sozialwohnungen als problematisch gelten, während das andere Drittel mit Eigentumswohnungen keine Probleme macht. Das entspricht der verbreiteten Annahme, dass private Eigentümer einen guten Einfluss auf das soziale Umfeld haben, weil sie sich darum besser kümmern. Bei näherem Hinsehen zeigt sich aber, dass es in den Eigentumshäusern je einen fest angestellten Hausmeister gibt. Die Sozialmieter hingegen müssen in einer Zentrale anrufen, die ihr Anliegen aufnimmt und dann an einen Pool von Mitarbeitern weiterleitet, und aus Gründen einer effizienten Arbeitsorganisation müssen erst mehrere Aufträge zusammenkommen, ehe ein Mitarbeiter die Siedlung aufsucht. Das kann unter Umständen dauern. **Das Problem ist also nicht die Form der Bebauung und des Wohnumfeldes, sondern die Organisation der Pflege.**

② SELF FULFILLING PROPHECY

Die Wohnungspolitik kann nicht unerwähnt bleiben, wenn es um das schlechte Bild der Großsiedlungen geht. Dass manche als soziale Brennpunkte gelten, liegt an dem häufig überdurchschnittlichen Anteil von Hartz-IV-Empfängern und dem ebenso überdurchschnittlichen Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund. Unauffällige Kriminalitätsstatistiken werden entweder nicht wahrgenommen oder sie sind gar nicht mehr das entscheidende Kennzeichen für die Wahrnehmung. Es reicht schon das relativ konzentrierte Auftreten von Menschen, die nicht den vermeintlich bürgerlichen Normvorstellungen entsprechen.

Nun ist es möglicherweise nicht ideal, dass diese Menschen konzentriert zusammenwohnen, doch ist dieser Umstand nicht von ihnen selbst zu beeinflussen. In der Anfangszeit der Großsiedlungen wohnten hier oft die „**breiten Schichten der Bevölkerung**“, doch dank Eigenheimförderung und Entfernungspauschale konnten die besser gestellten Teile dieser „breiten Schichten“ bald in die suburbanen Einfamilienhausiedlungen abwandern, oder sie zogen in eine nunmehr sanierte Altbauwohnung mit allem Komfort.

Bekannt ist auch, dass der Bestand an Sozialwohnungen seit den 1980er Jahren kontinuierlich schrumpft und dass die logische Konsequenz daraus ist, dass im Sozialen Wohnungsbau heute nicht mehr „breite Schichten der Bevölkerung“ leben, sondern vor allem Menschen, die sich anders nicht angemessen mit Wohnraum versorgen können und, bevor sie in eine der Wohnungen einziehen durften, Dringlichkeitspunkte sammeln mussten, um endlich als Notfall berücksichtigt zu werden.



Daraus den Schluss zu ziehen, Teile der verbleibenden günstigen Wohnungen müssten privatisiert werden, um diese Quartiere besser zu durchmischen, ist in zweierlei Hinsicht fatal:

Einerseits vermindert sich das Angebot an Sozialwohnungen weiter, und die Konzentration von sogenannten Problemfällen steigt. Andererseits werden damit die Lasten der **völlig unzureichenden Wohnungspolitik** bei denen abgeladen, die sowieso schon darunter zu leiden haben und sich zusätzlich zu allen Schwierigkeiten auf dem Wohnungsmarkt auch noch anhören müssen, dass sie leider am falschen Standort wohnen.

So lange es Orte gibt, an denen unterdurchschnittlich viele Hartz IV Empfänger, Migranten oder Menschen mit geringem Bildungsniveau leben, gibt es zwangsläufig auch Orte, an denen das Gegenteil der Fall ist. Vielleicht wäre es erfolgversprechender, am anderen Ende anzufangen, also in Hamburg-Blankenese, dem Frankfurter Westend oder München-Bogenhausen? Die Zusammensetzung der Bevölkerung in diesen Quartieren ist, gemessen am statistischen Mittelwert, ebenso unnormal, ohne dass sich jemand daran stört. Das könnte vielleicht daran liegen, dass es nur vordergründig um die „gute Mischung“ geht und damit verdeckt wird, dass sich mit der Umwandlung ehemaliger Sozialwohnungen in Eigentum gute Gewinne erzielen lassen, während die Ansiedlung von Sozialhilfeempfängern in Luxus-Gegenden nicht nur viel Geld kostet, sondern sofort die ansässigen Privateigentümer auf die Barrikaden treibt, die Angst vor dem Wertverlust ihrer Immobilien haben.

3 MANUFACTUM-URBANISMUS

Die Wettbewerbe zum Deutschen Bauherrenpreis haben seit Jahren eine Vielzahl von Vorhaben prämiert, die auf unterschiedlichste Weise die großen Siedlungen modernisieren, aufwerten und weiterbauen. Das gelingt immer dort am besten, wo Qualitäten der vorhandenen Struktur aufgegriffen, wieder herausgearbeitet und durch Neues behutsam ergänzt werden.

Kontraproduktiv und entwertend hingegen wirken Maßnahmen, die das Vorhandene von vornherein und grundsätzlich als ästhetischen und funktionalen Missstand auffassen und dagegen arbeiten. Manchmal beschränken sich die Eingriffe an den Gebäuden auf Farbkonzepte, die die „einfallslose Architektur“ abmildern sollen, aber eigentlich nur noch deutlicher machen, dass das Geld oder der Wille fehlten, den Bestand wirklich weiterzuentwickeln.

Auch Entwürfe, wie die beispielsweise von Christoph Mäckler für die Gropiusstadt in Berlin arbeiten eher gegen den Bestand als mit ihm, wenn sie versuchen, die offenen Raumstrukturen durch „Eck-Umleimer“ auf eine Blockrandbebauung zu trimmen.



Mainfeld von Westen: Fassadenkosmetik ist kostengünstig, aber wirkungslos

Solche Verbesserungsversuche sind Ausdruck der geringen Wertschätzung, die den Großsiedlungen entgegengebracht wird, und sie wirken wie ein stummer Vorwurf an ungezogene Kinder, die leider zu widerspenstig sind, um sich zu artigen Blockrandfluchten umerziehen zu lassen. Sie offenbaren die normativen Vorstellungen der Stadtplaner und der bürgerlichen Mittelschicht davon, was „die Stadt“ ist und wie „man“ darin leben solle.

In der Praxis der Städtebauförderung konzentriert sich der Aufwand, der für eine angenehme Umwelt und gut gestalteten öffentlichen Raum betrieben wird, stark auf die Teile unserer Städte, die dem städtebaulichen Ideal des 19. Jahrhunderts entsprechen. Die Gründerzeitquartiere gelten heute als ideale städtische Wohnorte: dicht, gemischt, kleinteilig parzelliert mit flexibel nutzbaren Wohnungen. Damit kann man sich identifizieren, und ohne dieses Identifikationspotenzial hätten sich in den 1960er und 1970er Jahren sicher nicht Heerscharen von Spontis ebenso wie bürgerliche Schichten für deren Erhalt eingesetzt.

Schon seit dieser Zeit wird den Großsiedlungen hingegen unterstellt, dass es für ihre Bewohner gerade keine Möglichkeiten gäbe, sich mit ihren Wohnquartieren zu identifizieren. Zweifellos identifizierten diejenigen, die sich damals für den Erhalt von Gründerzeitquartieren einsetzten, sowohl mit deren Architektur der Gebäude als auch deren städtebaulicher Struktur. Daraus im Umkehrschluss abzuleiten, dass Großsiedlungen kein Identifikationspotenzial böten, setzt nicht nur unzulässigerweise voraus, dass Identifikation sich ausschließlich auf konkret baulich-räumliche Objekte beziehen muss – und nicht etwa auf Prozesse, Erfahrungen, biografische Verflechtungen –, sondern auch, dass diese baulich-räumlichen Objekte eine *bestimmte* ästhetische Qualität oder einen *bestimmten* Stil haben müssten.

So offenbart sich, dass sich hinter der Rhetorik von sozialer Mischung, Chancengleichheit und Integration auch ästhetische Präferenzen verbergen. Die Berliner Schwaben-Debatte, die man aus der Ferne eher amüsiert verfolgt, zeigt aber, wie saturiert die Bevölkerung der Gründerzeitquartiere inzwischen geworden ist und wie sehr diejenigen, die nicht im Biomarkt einkaufen und ihre Deckenleuchten nicht mit original Bakelit-Drehschalter einschalten, hier um ihre eigenen Identifikationsoptionen kämpfen müssen.

Diejenigen, die glücklich die Manufactum-Biotop bevölkern, können sich hingegen gar nicht mehr vorstellen, dass es auch andere Arten von Stadt geben kann, dass es gar Menschen gibt, die sich in ihrer Welt nicht einmal wohl fühlen würden, sondern eher deplatziert.



4 ÄSTHETISIERUNG UND INSZENIERUNG

Gerade hier eröffnet sich ein zunächst unerwartetes Potenzial: ästhetische Präferenzen sind subjektiv, und vor allem ändern sie sich mit der Zeit. Architekten und Planer gehören eher selten zur Avantgarde der ästhetischen Bildproduktion, deswegen lohnt sich hier ein kurzer Blick auf die Strategien der Künstler: in den 1960er und 1970er Jahren fotografierten beispielsweise Bernd und Hilla Becher oder Thomas Struth Alltagsarchitektur und Alltags-Städtebau, die zu dieser Zeit nicht besonders hoch im Kurs standen. Heute ist das freilich anders, diese Fotografien sind kanonisiert und ihre Ästhetik überrascht uns nicht mehr, sondern bestätigt uns, die bildungsbürgerlichen Museumsbesucher, in unseren eigenen ästhetischen Urteilen.

Jüngere Künstler hingegen haben längst die Ästhetik des Massenwohnungsbaus für sich entdeckt, beispielsweise zeigt die in London lebende Fotografin [Rut Blees Luxemburg](#) in ihrem *London Project* keine als „typisch“ englisch zu erkennenden Umgebungen, sondern aus vorfabrizierten Elementen gebaute soziale Wohnungsbauten. In *Madonnas Video* zu *Hung Up* tanzen junge Männer auf den Treppen des notorisch übel beleumundeten Aylesbury Estate. Dabei wird der serielle Charakter der Architektur nicht abgemildert, sondern sogar zum Kern der Bildkonzeption.

Rut Blees Luxemburg , Vertiginous Exhilaration, London - A Modern Project, 1995



Rut Blees Luxemburg , Towering Inferno, London - A Modern Project, 1995 - Nicht nur ein Hochhaus- sondern eine Skulptur







Rut Bles Luxemburg, Caliban Towers I ; Rut Bles Luxemburg, Caliban Towers II , 1997

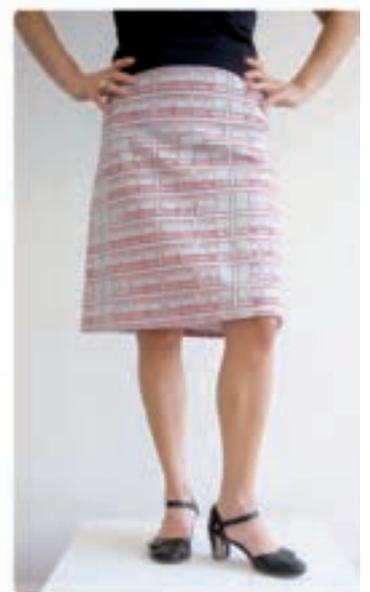


In der **Werbung** kommen diese veränderten ästhetischen Codes langsam an. Bereits seit einigen Jahren verwendet das Mobilfunkunternehmen O₂ die serielle Ästhetik des Massenwohnungsbaus in seinen Werbekampagnen, **nicht um soziale Probleme zu illustrieren, sondern die Lebenswelten junger, moderner Urbaniten**, denen die Heimeligkeit der stuckverzierten Gründerzeitwohnungen nichts mehr bedeutet.



O₂ Mobilfunkwerbung 2006–2013: Werbekampagnen, die die Ästhetik von Massenwohnungsbau verwenden, um ein urbanes Publikum anzusprechen (www.youtube.de)

Die britische Porzellanfirma People Will Always Need Plates gründet gar ihr Geschäft darauf, dass betuchte Kundschaft sich teures Bone China kauft, das mit poppig-bunten grafischen Darstellungen moderner Architektur, unter anderem auch von sozialen Wohnungsbauten, geschmückt ist. Es gibt sogar eine Serie von Bechern, deren Dekor sich auf die Fassadenraster bekannter Sozialwohnungsbauten beschränkt.



Veränderte ästhetische Codes: Design mit Motiven bekannter Sozialwohnungsbauten
T-Shirt von Born Free | Teller von People Will Always Need Plates | Rock von Clothkits



AUSBLICK

Michael Koch sprach einmal davon, dass die „kritische Rekonstruktion“ der Großsiedlungen angegangen werden müsse. Damit ist gemeint, noch einmal zu den ursprünglichen Planungszielen zurückzukehren und das zu verwirklichen, was nicht umgesetzt wurde: beispielsweise den in vielen Fällen immer noch fehlenden Anschluss an den schienengebundenen ÖPNV, die parkähnlichen Landschaften um die Gebäude herum, soziale Infrastruktur und auch die Einwohnerdichte. Kurz, viele Großsiedlungen müssen trotz ihrer schon erheblichen Größe immer noch fertig gebaut werden.

Dazu müssen sie als das was sie sind ernstgenommen werden, anstatt ihnen ein Leitbild überzustülpen, das nicht zu ihnen passt. Darüber dass gute Architektur nicht gemütlich sein muss, können wir uns jeden Tag in den Architekturzeitschriften vergewissern. Und dass architektonische Qualität dann entsteht, wenn man nicht gegen den Charakter einer Bauaufgabe, sondern mit ihm arbeitet, muss jeder Student gelernt haben, der erfolgreich seinen Abschluss machen will. Es gibt wirklich keinen Grund, bei Großsiedlungen plump nach dem Motto „Streifen machen schlank“ Kosmetik zu betreiben.

Vermutlich wird sich das Problem zumindest zum Teil selbst erledigen. Diejenigen, die von Stadt etwas anderes wollen als den um sich greifenden Manufactum-Urbanismus, werden sich neue Standorte suchen, wo sie ihre Forderungen und Wünsche formulieren können. Sie werden anderswo als in der gründerzeitlichen Stadt neue Lebensformen erproben, verwirklichen und durchsetzen, weil sie mit der Sprache und den Strategien vertraut sind, derer es dazu bedarf. Stadtrandlagen, Zwischenstadt, Großsiedlungen – all das könnte plötzlich ins Blickfeld geraten, weil es dort die urbanen Freiheiten gibt, die die durchgestylten Innenstädte verloren haben.